

„Wir hatten uns alle verirrt wie Schafe, jeder ging für sich seinen Weg“ (Jes 53,6) Leiden, schwere Krankheiten, Schicksalsschläge, Scheitern, beruflich wie privat, das Sterben lässt uns verirren. Es verunsichert uns, es hinterfragt alle gewohnten Sicherheiten und Lebensgewohnheiten. Plötzlich sind es nicht die anderen, sondern wir sind betroffen, getroffen. Wir selbst sind diejenigen, die auf der Schattenseite angelangt sind. Es geschieht immer zur falschen Zeit, eigentlich sind wir nie darauf richtig vorbereitet, immer passt es uns nicht. Manche meinen, Krankheiten seien reparierbare Betriebsunfälle der menschlichen Biologie, die man in der medizinischen Werkstatt schnellstmöglich, angenehm beheben lassen kann, so als wäre unser Körper eine Maschine. Doch wir lernen diesen Weg zu gehen. Das Interesse der anderen ist nicht immer zu ertragen, die Sensationsverkünder, die alles halbwegs anderen sagen, für die wir nur eine Sensation sind; die Typen, die betroffen sind und nur in Gedanken bei uns sind, so sagen sie, doch nicht bei uns; die Flüchtenden, denen es zu leid tut, uns leidend zu erleben und wegbleiben; die Anhänger der oberflächlichen Trostfloskeln, die plappern müssen, anstatt zu reden oder besser einfach ihren Mund zu halten; die Wegschauer und Weghörer, die Verdränger und die sich in ihrer Sucht nach ewigem Spaß belästigt fühlen. Es gehen viele ihre Wege für sich. Doch vor allem die, die leiden und sterben gehen ihren Weg für sich, sie lernen zu akzeptieren, was schwer fällt, sie hadern und kämpfen mit sich und anderen, fragen nach Ursachen und Verschulden, klagen und klagen an; doch das Leiden, das Sterben ist da. Unausweichlich stellt es alles in Frage, unsere Gewohnheiten, unsere Lebensplanung, unsere Vorstellung eines guten Lebens, unsere Einstellung zu uns, zu anderen, zu Gott. Wir sind gefragt, was wir sein möchten, wie wir uns selbst verstehen, welche Hoffnung und welchen Halt wir haben. Diesen Weg geht jeder für sich. Nach Leid, Not und Sterben – was dann? Diese Fragen müssen wir selbst beantworten. Wir gehen unseren Weg für uns allein, zeitweise mit anderen, doch manche Fragen müssen wir allein beantworten; Antworten, die uns Frieden und das Loslassen gewähren. Wir suchen nach Sinn unserer Leiden, wir suchen nach dem Sinn unseres Lebens, was von uns bleibt, wenn wir nicht mehr sind. Wir stellen uns der Wahrheit, dass wir nach zwei, drei Generationen endgültig im Land des Vergessens angelangt sind. So stellen Leiden und Sterben uns in Frage, wie wir uns verstehen, wie wir das Leben verstehen. Manche verdrängen, andere agieren hilflos, andere suchen und finden den Schmerzensmann, der seinen Weg immer verlorener, verlassener, einsamer geht; die ihm nahestehen: verängstigt, entsetzt, ratlos, stumm, andere flüchten aus berechtigter Angst vor dem gleichen Schicksal. So ist es bis

heute geblieben. Der Schmerzensmann begegnet uns immer wieder und immer wieder verhalten Menschen sich wie damals. Sein Leiden bleibt Gegenwart in vielen Menschen. Doch den Weg, den er geht, geht er für uns, damit wir nicht irre werden, nicht zugrunde gehen, obwohl alles dafür spricht, dass wir nicht verzweifeln, alles für vergebens, wertlos, verachtenswert, sogar uns selbst so empfinden. Wir wollen verstehen und können es doch nicht. Der Schmerzensmann lässt uns neu nach Gott fragen, anders als nach einem Wünscheerfüller, anders als nach einem, dem wir vorschreiben, was er zu tun hat, anders als nach einem, dem wir egal scheinen. Wir suchen Halt und Zukunft bei Gott. Wir sehen den entsetzlich Leidenden, qualvoll Sterbenden und fragen, was ist der Mensch letztlich in seiner Vergänglichkeit, in seinem Schicksal, in seiner Menschen- und Gottverlassenheit. Der Schmerzensmann hält das aus, seine scheinbare Schwäche ist seine Stärke. Als Gescheiterter, als Verlierer, als Gequälter, als Getöter scheint er unterzugehen, dem Vergessen anheimgestellt zu sein. Nach seinem Tod gehen alle ihren Weg für sich und sind einsamer und verlorener denn je, Gott scheint gegangen zu sein aus dem Leben, diese Ferne ist nur schwer für Gläubige auszuhalten. Doch fordert sie uns heraus, ob wir Gott wirklich vertrauen, auch wenn wir in den Augen unserer Mitmenschen, auch in unseren eigenen Augen scheitern, verloren und verlassen sind. Die billigen Vertröstungen, das Verdrängen, das Flüchten fügen uns schwere Verletzungen zu. Wir schauen auf die Menschen beim Schmerzensmann: sie schweigen, sind still. Sie halten das Schweigen, das Nichteingreifen Gottes aus, sie können warten, dass ihr Glaube sich wandelt, verändert, wie uns das Sterben von Menschen verändert, wandelt. Sie haben verstanden, dass sie ihr Leben ganz auf Gott, den immer so Anderen, zu setzen lernen. Ein Weg des Glaubens, des sich total Gott anvertrauen. So keimt Hoffnung in uns, dass Gott sich unser annimmt im Sterben, so einsam und verlassen, so sinnlos und wertlos, so vergebens und gescheitert wir uns auch empfinden, mehr als Fragende und Suchende denn als Verstehende und Wissende. Diese Stille, diese Offenheit gilt es sich zu bewahren ein Leben lang, damit Gott in unser Leben kommt.

